



Beschriftete Akteure: Tänzer Faustin Linyekula schreibt sich den Namen eines Soldaten auf die Brust, in der „Hamlet“-Verhandlung tragen die Schauspieler Namen auf T-Shirts.

Schuldig oder nicht schuldig?

Wenn das Theatergericht tagt: Eine „Hamlet“-Verhandlung am Ende des Festivals Theaterformen

VON RONALD MEYER-ARLT

Normalerweise stehen die Zuschauer im Theater nicht auf, wenn die Akteure auf der Bühne erscheinen. Das ist hier anders. Ein Justizwachtmeister tritt an die Rampe und fordert das Publikum auf, sich zu erheben, wenn der Richter den Saal betritt. Der Richter erscheint, und brav stehen alle auf. Es scheint, als würde hier nicht Gericht gespielt, sondern als sei das hier ein Gericht. Die Ernsthaftigkeit irritiert.

Die Verhandlung beginnt. Angeklagt ist ein gewisser Hamlet. Er hat Polonius getötet, so viel ist klar. Hamlet behauptet, er habe nur auf eine Ratte gezielt, die er hinter dem Vorhang vermutete, die Staatsanwältin meint, das sei kein Unfall gewesen. Sie ist sich sicher: Hamlet (ein paar Mal sagt sie „Herr Hamlet“) habe Polonius töten wollen. Schließlich habe er nach der Tat nicht versucht, dem Sterbenden zu helfen, sondern ihm auch noch den Mund zugeedrückt.

Vieles spricht gegen Hamlet. Für ihn spricht jedoch das soziale Umfeld. Denn der Mord geschah nicht auf Schloss Helsingör sondern in einer schäbigen Sozialwohnung, in der es von Ratten nur so wimmelt. Da kann man schon mal das Messer zücken. Hamlet ist Studienabrecher, kein Prinz. Die Theatermacher Yan Duyvendak und Roger Bernat haben den fiktiven Fall des Dänenprinzen, der beim Streit mit seiner Mutter den Degen zückt und durch einen Vorhang sticht, hinter dem er ein Geräusch gehört hat, mit einem realen Tötungsdelikt verwoben. Die Gerichtsverhandlung darüber ist ein Spiel auf der Bühne, aber ein sehr realistisches. Es treten echte Richter, echte Anwälte, ein echter Gutachter und ein echter Justizwachtmeister aus der Stadt auf; alle kommen aus der Stadt, in der „Please, Continue (Hamlet)“ gerade gezeigt wird, jeden Abend steht ein neues Team auf der Bühne. Nur der Angeklagte Hamlet, die Zeugen Gertrud und die Nebenklägerin Ophelia werden von Schauspielern gegeben.

Im Unterschied zu einem Theaterstück ist eine Gerichtsverhandlung meist eher langweilig. Hier wird nichts ver-

dichtet, nichts weggelassen, nichts zuge-spitzt. Das muss ausgehalten werden. Nun auch im Theater. Das Stück dauert länger als drei Stunden – und es zieht sich. Gleichzeitig ist der Einbruch der Wirklichkeit ins Theater aber auch hochspannend. Man erkennt die Bemühungen des Gerichts, den wirklichen Tathergang so genau wie möglich zu rekonstruieren.

Die Pointe am Ende liefert der Theatermacher Yan Duyvendak. Kurz vor der Urteilsverkündung (wieder hat sich das Publikum erhoben) unterbricht er den Richter und erklärt, dass das Stück bisher 84-mal aufgeführt wurde. Dabei habe es einige Freisprüche gegeben, sowie Verurteilungen zu einer Haftstrafe.

Das Strafmaß reiche von einigen Monaten bis zu zwölf Jahren. Das ist erstaunlich, schließlich wird stets derselbe Fall verhandelt. In Braunschweig verurteilte das Gericht Hamlet zu acht Jahren Freiheitsentzug. Zwei Jahre davon muss er in einer Entziehungseinrichtung verbringen, um sein Alkoholproblem in den Griff zu bekommen. Der Richter erklärt ihm, das sei auch eine Chance.

Die verstörende „Hamlet“-Verhandlung gehörte zu den größeren Produktionen des Festivals, das in diesem Jahr auch wieder viele kleinere Studiobühnenproduktionen präsentierte. Manches wirkte da recht selbstverliebt (wie „Jeder echte Herzschlag“ der Gruppe N099 aus Estland); anderes (wie „Sounds like

war: Kriegserklärung“ der deutschen Gruppe andcompany&Co) schien sich noch im Experimentierstadium zu befinden.

Eine kleine Produktion aber vermochte das Publikum durchaus zu berühren: Der Tänzer Faustin Linyekula (der in Hannover bereits bei den Theaterformen und beim Festival Tanztheater International zu Gast war) erzählt in seiner Performance „Statue of Loss“ von kongole-sischen Freiwilligen, die im Ersten Weltkrieg gegen die Deutschen gekämpft haben. Für sie sollte an der Mündung des Kongoflusses ein Denkmal errichtet werden. Doch dazu ist es nicht gekommen. Nun tanzt ihnen der Choreograf ein Denkmal.

„Wir haben Themen gesetzt“

Die scheidende Festivalchefin Anja Dirks über die 15. Theaterformen

Die 15. Theaterformen sind vorüber. Wie war das Festival für Sie?

Es ist supergut gelaufen. Die Vorstellungen waren sehr gut besucht, das Publikum ist uns treu. Ich bin sehr zufrieden.

Es war das sechste von Ihnen geleitete Festival und Ihr letztes. Wie sieht Ihre Gesamtbilanz aus?

Man kann sicher sagen, dass uns eine starke Profilierung des Festivals gelungen ist. Wir haben Themen gesetzt, indem wir uns wichtigen globalen Inhalten zugewandt haben. Dieses oberflächliche Höher, Weiter, Schneller, was oft für Festivals typisch ist, hat uns nicht so interessiert. Uns war es nie so wichtig, möglichst viele Uraufführungen zu haben, stattdessen ging es um Inhalte.

Ein wichtiger Inhalt war seit einigen Jahren das Thema Afrika. Kann man da eigentlich immer wieder Neues bringen?

Ich glaube, dass man in dieser Debatte erst ganz am Anfang steht. Wir haben bereits 2010 das Thema des kolonial geprägten Blicks auf Afrika auf die Agenda gesetzt. Zu dem Thema wird noch sehr viel zu sagen sein.



Sie sind dem Titel des Festivals immer sehr gerecht geworden, weil Sie viele neue Formen des Theaters präsentiert haben. In dieser Ausgabe gab es eine Gerichtsverhandlung. Ist es schwierig, immer neue Theaterformen zu finden?
Nein. Die Selbsterneuerungskraft des Theaters ist unerschöpflich. Es ist zwar eher selten, dass eine Theaterform komplett neu erfunden wird, aber es gibt da jede Menge neuer Varianten.

ZUR PERSON

Anja Dirks leitet seit 2008 das braunschweigisch-hannoversche Festival Theaterformen. Die 15. Ausgabe ist jetzt in Braunschweig zu Ende gegangen. Fast 100 Veranstaltungen standen auf dem zwölf-tägigen Programm, die Auslastung lag bei 85 Prozent. Spielort der nächsten Ausgabe wird im kommenden Sommer Hannover sein. Dann wird das Festival von Martine Dennewald geleitet, die bisher zum Leitungsteam des Frankfurter Künstlerhaus Mousonturm gehörte.

Sie verlassen Niedersachsen und leben von nun an in Basel. Ist es für Sie ein trauriger Abschied von den Theaterformen?

Nein. Es ist ja meine eigene Entscheidung gewesen. Ich habe auch das Gefühl, dass es sowohl für mich als auch für das Festival ganz gut ist, wenn jetzt ein neues Kapitel aufgeschlagen wird.

Interview: Ronald Meyer-Arlt